

Verlags-Preis
Der Satz und die Kosten des Bogen...

Halle'sche Zeitung.

Kauzeige-Gebühren
Für die Halle'sche Zeitung...

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition
Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Mittwoch 8. Januar 1896.

Berliner Bureau
Berlin SW., Grenuburgstraße 8.

Deutsches Reich.

* Gestern Vormittag arbeitete der Kaiser von 9 Uhr ab mit dem Chef des Militär-Kabinetts...

* Am gestrigen Sterbetage der Kaiserin Augusta war das Anner des Mausoleums in pietätvoller Weise mit einem herrlichen Flor von Blaggenen bedeckt...

* Die feierliche Einsegnung bezw. Bestattung des Bringen Alexander v. Preußen in der Dom-Interierkirche findet unter großem Gepränge am Donnerstag Mittag statt...

* Ueber das Verbleiben der Großherzogin von Oldenburg, welche schon im Jahre 1876 die Ehe mit dem Kaiserin verließ, wurde nachdrücklich nach Berlin ausgefragt...

* Der Wunsch des deutschen Kaiserpaars auf der Weltreiseausstellung soll nach einer Meldung eines Botschafters in Wien...

* In parlamentarischen Kreisen verläutelt nach der Sib. Cor. der Kaiser habe die Absicht, die Feier der Eröffnung des Deutschen Kaiserthums am 18. d. M. durch eine Chronorede zu eröffnen...

* Es gilt für unwahrscheinlich, wie ein parlamentarischer Berichterstatter zu melden weiß, daß der Kaiser den Landtag persönlich eröffnen wird...

* Das Staatsministerium trat gestern Nachmittag 2 Uhr in seinem Dienstsitz am Leiniger Platz unter dem Vorsitz des Fürsten Hohenhausen zu einer Sitzung zusammen...

* Der Bundesrath wird in dieser Woche zu seiner ersten Sitzung im neuen Jahre zusammenzutreten...

* Entgegen den vorgelegten verbreitet gesprochen, von uns in der gestrigen Morgenansage... dem Reichskanzler Hohenhausen... die Abreise des Kaisers...

* Am 17. d. M. wird mit Vorwissen des Kaiserthums des Schwaben-Alerodens ein Gedächtnistag in der Kaiserin Wilhelms-Gedächtniskirche in Anwesenheit des Kaiserpaars...

* Wie die nationalliberalen Reichstags-Abgeordneten Prof. von Marquardts und Dr. Birklin von ihren pflanzlichen Wählern, soweit sie in „Bunde der Landwirthe“ organisiert sind, die Aufforderung erhalten haben, für den Antrag...

* Aus der ganzen Art und Weise, in welcher ein am Samstag in Hannover zur Verhandlung gefommener Prozeß, in dessen Verlauf aus des Falles Sammerstein erwähnt wurde, und der mit der Verurtheilung eines sozialdemokratischen Redakteurs zu hoher Gefängnisstrafe endete...

als „Anarchist“ und der Hülfslosigkeit, in der sich jetzt seine Familie in Athen befindet; es wird auch noch furchtbar viel gelogen werden; um so nothwendiger wird es sein, einen fähigen Kopf zu behalten, ruhig und objektiv den Gang der Ereignisse zu verfolgen...

Die Verhaftung des Freih. v. Sammerstein und seine Ueberführung nach Brindisi hat bis jetzt dem preussischen Justizsystem eine Kostenauslage von nahezu 2000 Mark verursacht, eingerechnet alle Diäten und Reiseauslagen...

Bezüglich der Auslieferung des Freiherrn v. Sammerstein seitens der italienischen Regierung kommen in rechtlicher Hinsicht einmal die Bestimmungen des deutsch-italienischen Auslieferungsvertrags vom 31. October 1871 in Betracht... Die Auslieferung des Ausländers wegen gemeiner Verbrechen kann nur durch die italienische Regierung nach vorgängiger entsprechender Entscheidung des Gerichts des Aufenthaltsortes bewilligt werden...

* In der Presse wird behauptet, die Weichachts-gratifikationen für die Eisenbahnbeamten der äusseren Dienststellen seien in diesem Jahre gegenüber den Vorjahren aus Sparmassnahmen in ungewöhnlich geringer Zahl zur Vertheilung gelangt...

Wie die „Post“ mittheilt, sind alle Resolutionen gegen den Entwurf, betreffend den Verkehr mit Handelsbärgern, Kraftunterstützt und Saugart verfehlt, da dieser Entwurf erst im Landwirthschaftsministerium ausgearbeitet und den Gendärtern und Prokuratoren zum Gelegent gegeben wird...

Der Reichstag wird die erste Plenarsitzung nach der Weichnachtsferien am 9. d. M. 1. Uhr, abhalten. Auf der Tagesordnung stehen die ersten Verhandlungen der Entwurfs eines Reformgesetzes und betreffend die Wählenden der Kaufleute bei Aufhebung fremder Wechselpapiere...

Die Wahlprüfungs-Kommission, deren Sitzungen ursprünglich am 8. d. M. Wende beginnen sollten, wird erst am 14. d. M. zusammentreten.

Die Budgetkommission beschloß als die erste Sachkommission ihre Arbeit zu beginnen, und am 10. d. M. Vormittags sich zunächst der Beratung des Etats des Auswärtigen Amtes zuzuwenden. In früheren Fällen ist dieser Etat immer erst später im vorgedachten Stadium zur Beratung gestellt worden...

Die Kommission zur Vorbereitung des Gesetzes, betreffend die Errichtung von Sanatorien, wird am 9. d. M. nach Schluß der Plenarsitzung eröffnet werden.

Die von einem Berichterstatter gebrachte Nachricht, daß dem Reichstag ein von der Reichsregierung des Jahres 1895 über die Entwicklung von Ausfuhr-Statistika zugegangen sei, ist, der „Nord. Allg. Zig.“ zu Folge unzutreffend. Dieser Bericht ist noch nicht fertiggestellt und wird dem Reichstage erst in einigen Wochen zugehen.

In schiedlichen Wätern veröffentlicht Herr Samma folgende von 4. d. M. datirte Judikate: „Ich habe im Jahre 1893 wegen verschiedener gegen mich gerichteter unqualifizirter Stellungnahmen die ehrentreffliche Unterzucht gegen mich beantragt und ich die Feststellung des Thatbestandes und gerichtlicher Verurtheilung eines Stellungskorrespondenten mit leitend des Ehrenamts mittheilt worden, daß keine Veranlassung zu einer ehrentrefflichen Unterzucht gegen mich vorliege.“

Zur Zuckersteuer-Vorlage.

Im Saale des Rathshaus zum Anstörpfer fand gestern Mittag die vom landwirthschaftlichen Centralcomitee der Provinz Sachsen einberufene Versammlung von Landwirthen aus dem Kreis der Zucker-Industrie statt. Dieselbe wies einen überaus regen Verlauf auf, indem weit über 350 Teilnehmer erschienen waren...

Der Landeseconomiarath von Wendel hob hervor, daß die zu demselben Zweck am 30. December vorigen Jahres in Magdeburg auf Einladung des Centralcomitee abgehaltene Versammlung aus dem Mangel des Herrn Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Waercker eine Resolution einstimmig angenommen habe, in welcher die Zustimmung zu den Grundzügen der neuen Zuckersteuer-Vorlage ausgesprochen und der Erstattung einer Stellungnahme der Provinz Sachsen und der Zucker-Industrie für den Fall der Annahme des Gesetzes durch Reichstag und Bundesrath ausgesprochen sei...

Eingehend begründete dann Herr Geh. Rath Waercker wesentlich in denselben Darlegungen wie in der Magdeburger Versammlung die dort von ihm eingebrachte Resolution, welche die Annahme des Gesetzeswunsches als eine im Interesse des Ackerbaues und der Zuckerindustrie notwendige Maßnahme bezeichnet...

Der Landeseconomiarath von Wendel hob hervor, daß die Landwirthschaft ein vitales Interesse an der Annahme dieses Gesetzes habe, durch dessen Einbringung die Reichsregierung die Absicht abgibt, daß die von 1891 an durchgeführten Zuckersteuern abgeändert werden sollen...





[Nachdruck verboten]

Das Testament der Indierin.

10) Roman in zwei Bänden von Mary Cecil Hay
(Martha Howard).

„Allein, Marie?“ fragte Honor, zu ihr herantretend.
„Ja, Miß Craven,“ antwortete das junge Mädchen mit einem Aufleuchten ihres leidenden Gesichts, „die Jungfer der Damen ſißt, wie immer, in der vorderen Küche; ſie ſagt, ſie käme ſich hier wie in einem Gefängniſſe vor, und da Sie ja dafür bezahlen, hat ſie ja ein Recht dazu, dort zu ſißen.“
„Und haben Sie das Recht denn aufgegeben, dort zu ſißen, Marie?“

„Ach ja, Miß Craven, Sie bezahlen ja für jenes Gemach, und für mich iſt es hier gut genug.“

„Marie, Sie erinnern ſich, daß Sie mir einmal ſagten, Sie könnten durch Anſangen von Stickerien ſich etwas Geld verdienen; nun ſehen Sie einmal her.“

„Honor zog das Packet aus der Taſche, und die Köpfe der beiden jungen Mädchen neigten ſich über deſſen Inhalt — ein merkwürdiger Contrast fürwahr in dieſen beiden, jedes in ſeiner Art ſchönen Mädchengeſichtern; das eine zart und weiß und auf ihm die Spuren ſchwerer Leiden trotz der Jugend deutlich zu ſehen, das andere friſch und blühend, noch unbewußt der Leiden, die oft ſo raſch ihren Anfang nehmen.“

Honor ſaß faſt eine halbe Stunde in dieſer kleinen Hinterküche und erhellte dadurch den ganzen Tag des armen lahmen Mädchens, indem ſie ihr die trüben Gedanken zerſtreute und auch noch einen Keß von Freude zurückließ, von der ſie bis zu dem Augenblicke zehrte, wo Honor's helle Stimme wieder in dem Raume erklang.

Dann erhob ſie ſich zum Gehen.

„Jetzt komme ich öfter hierher, Marie,“ ſagte ſie, ihre weiche kleine Hand dem Mädchen zum Abſchied reichend, ſo herzlich, wie ſie es bei jeder Dame ihres Gleichen gethan haben würde. „Hoffentlich wird ihr Vater bald wieder nach Hauſe kommen, und Sie werden dann nicht länger allein ſein. Wie geht es ihm denn, Marie?“

„Wie immer, nicht beſonders,“ entgegnete das Mädchen, Honor's wirkliche Theilnahme herausführend, „er hat auf Donnerstag eine Beſtellung in Abbotsmoor, doch hat er geſtern nur eine Aufnahme gehabt, und ſein Atelier in Kiburny iſt doch ſo koſtſpielig — der arme Vater!“

„Bald wird es beſſer gehen, haben Sie nur keine Sorge; es freut mich, daß er es iſt, dem wir in Abbotsmoor ſißen ſollen.“

„Es iſt auf Veranlaſſung von Baron Sommerſon. Ich glaube nicht, daß Miß Trent von ſelbſt daran gedacht hätte, und Vater erzählte, daß Mr. Keith ein Bild von ſich beſtellt hätte; ob dieſes aber auch durch Empfehlung durch den Baron, weiß ich nicht.“

Als Honor wieder in den Garten kam, unterhielt man ſich dort auch gerade von dem alten Photographen. Royden Keith ſtand gegen das offene Fenſter gelehnt, an welchem Mrs. Diſbrowe lag, während Mrs. Bayte und Phoebe daneben auf Gartenſtühlen ſaßen.

„Die Idee iſt zu albern,“ ſagte die alte Dame gerade, als Honor ſich ihnen ruhig wieder zugeſellte, „das Bild iſt nun doch einmal nicht vollſtändig ohne Gabriel Widdelton, und wer wieder würde ſich für ein Bild intereſſiren, auf dem er figurirt. Die ganze Sache iſt dummes Zeug, und Lady Lawrence muß eine lächerliche, alte Perſon ſein, ſo etwas zu veranlaſſen.“

„Vielleicht hat ſie es gar nicht veranlaßt, und es iſt nur ein Einfall von ihrem Rechtsanwält“, bemerkte Honor.

„Könnte denn nicht der Photograph,“ ergriff Mr. Keith mit einem Blitz der Beluſtigung, der oft plötzlich ſeine ſchönen ernſten Augen belebte, das Wort, „Gabriel's Bild zuerſt copiren

und dann den Kopf der Gruppe einfügen, daß ſomit die Photographie auch ihn einſchloſſe?“

„Dann würde ihm wohl keiner von den Uebrigen ſißen,“ bemerkte Mrs. Bayte.

„Warum ſollten ſie ſich denn fürchten? Feigheit iſt ja ſein Erbtheil, wie Sie wiſſen. Was führen Sie denn im Wappen, Miß Craven?“

„Ein paar Perſen,“ antwortete ſie, ſelbſt über ihr Erröthen lächelnd, indem ſie damit auch das Erbtheil der Feigheit zugab, „und die Diviſe darunter iſt den „Musarum deliciae“ entnommen. Sie kennen gewiß die Strophen:

Dem, der im Zweikampf den Rücken kehrt,

Sei zum Kämpfen ein anderer Tag gewährt.“

„Beweist das nicht, daß die Feigheit wirklich erblich wird,“ lachte Mr. Keith, „denn Gabriel's Mutter war doch die Craven? Wie iſt die Legende über die Entſtehung ihres Wappens, Miß Craven?“

„Genau kenne ich ſie nicht,“ ſagte ſie, „ich weiß nur ſoviel, daß einer unſerer Vorfahren, als er einſt in einem Zweikampfe merkte, daß derſelbe zu ſeinem Nachtheil ausfallen würde, ſein Leben auf eine feige Weiſe rettete, indem er „Craven“ (Miemme) rief, ehe die Sonne unterging. Den alten Rittern jener Zeit war es nämlich erlaubt, den Kampf auf dieſe Art zu beenden, aber freilich zu ihrer Schande.“

„Jedenfalls eine kluge und weiſe Maßregel,“ wandte ſich Royden an die kranke Dame; „es giebt noch ſchlimmere Dinge in der Welt, als „Craven“ vor Sonnenuntergang zu rufen. Meinen Sie nicht auch, Mrs. Diſbrowe?“

„Ohne Frage,“ entgegnete die Angeredete, jaſt lächelnd ſeinem Blicke begegnend — „dieſen Blick habe ich ſo gern,“ hatte ſie noch an demſelben Morgen zu ihrer Freundin geſagt, als ſie von Royden Keith geſprochen — „ich wüßte nur, man könnte ſagen, daß dieſes die einzige Sünde des armen jungen Widdelton ſei.“

„Er iſt nun einmal ein Widdelton; wie kann man da etwa's Anderes von ihm erwarten!“ ſchaltete Mrs. Bayte verächtlich ein. „Wenn er je ein nützliches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft werden könnte, ſo würde das jetzt geſchehen, wo er ſeines Namens und ſeines Reichthums verluſtig gegangen iſt. Die Hoffnung auf ſolch ein Vermögen hat ſchon manchen Andern als Gabriel Widdelton zum Verbrecher gemacht und wird ſo lange die Welt ſteht, immer wieder ihre Opfer finden. Ebenſo wie der Beſitz ſolchen Reichthums manchem Manne, mancher Frau verderbenbringend ſein würde. Ich wüßte nicht, auf wen er nicht verderblich wirken könnte,“ ſetzte ſie mit einer Ernſthaftigkeit hinzu, die ihre Zuhörer zum Lachen reizte.

Ihre kleinen grellen Augen lugten dabei fortwährend unter dem breiten Gartenhut hervor und haſteten bald auf Honor, bald auf Phoebe und gingen dann wieder zurück auf Honor. Mr. Keith ſah noch nachläſſig neben dem Fenſter lehnte, verfolgte aufmerkſam dieſe Blicke. Endlich unterbrach die kleine alte Dame ſelbſt wieder die Pauſe.

„Ich habe ein großes Verlangen, das Picnic in Abbotsmoor mitzumachen,“ ſagte ſie, „ich muß veranwältlich um eine Einladung bitten.“

„Wollen Sie für mich hingehen, Mrs. Bayte?“ rief Honor plötzlich aus, „darf ich bei Mrs. Diſbrowe bleiben?“

„Aber Honor, wie kannſt Du das?“ pläzte Phoebe laut heraus; „Du weißt doch, wie ärgerlich Lawrence ſein und daß er ohne Dich nicht hingehen würde.“

„Darf ich Sie dorthin fahren, Mrs. Bayte?“ ſagte Royden, ſeinen Blick von Honor's ärgerlichem Geſichte raſch abwendend, „ich habe eine Einladung für mich und einen Freund. Wollen Sie dieſer Freund ſein?“

Die kleine alte Dame ſchien ſich erſt noch etwas zu ſtrauben; nichtsdeſtoweniger ward die Verabredung feſt gemacht, und ſie war ſchließlich ſo zufrieden und vergnügt, wie es bei ihr überhaupt nur möglich war.

„Sie werden dort die Geschichte von Gabriel Myddeltons Flucht aus dem Gefängnisse zu hören bekommen,“ erzählte Honor, „auch ich habe sie nie ordentlich gehört.“

„Miss Craven, wollen Sie mir und meinem Freunde die Stelle im Park zeigen, wo der alte Baron ermordet wurde?“ „Ja,“ warf Phoebe erregt ein, „und ich werde Ihnen das Fenster zeigen, durch welches der Mörder entkam. Soll ich?“

„Sie sind sehr freundlich, Miss Owen,“ sagte er ruhig, „aber ich kenne dasselbe bereits.“

Sie plauderten eine Zeit lang, dann machte Royden Anstalt, sich zu verabschieden.

„Welch ein herrliches Windspiel,“ sagte Honor, indem sie ihre Hand leicht auf den dunkelschimmernden Kopf des Thieres legte.

„Wie heißt es, Mr. Keith?“

„Lachne,“ antwortete er, ihr die Hand reichend, „und dieser kleine Dachshund heißt Leufos und der Hühnerhund Labro. Wissen Sie, nach wessen Hunden die meinen benannt sind?“

„Ja, nach denen Attaon's, haben Sie auch funfzig wie er?“

„Nein, jetzt nur diese drei,“ sagte er ziemlich ernst, erprobte alte Freunde, die ich noch viele Jahre um mich zu haben gedenke.“

„Und von denen Sie sich um Alles in der Welt nicht gern trennten,“ fiel Phoebe ein, „besonders von diesem wundervollen Windhund.“

„Nein, ich wüßte nicht, was mich veranlassen könnte, mich von Lachne zu trennen, Miss Owen.“

Leider sollte er dies, noch ehe die Nacht sich herabsenkte, erfahren.

Vom weißen Hause ritt Royden Keith direkt nach Kimbourn und übergab vor der Hotelthür dem Stallknecht sein Pferd.

„Die Stute ist sehr angestrengt, stelle sie in den Stall, Edwards, und bringe mir in einer halben Stunde Robin Hood.“

„Gesattelt, gnädiger Herr?“ fragte der Stallknecht, sein Erstaunen nicht bemerkend, da sein Herr fast unterbrochen seit Tagesanbruch im Sattel gewesen.

„Natürlich gesattelt,“ entgegnete dieser, als er die Treppenschufen hinaufstieg.

„So früh erwartete ich Sie nicht zurück,“ sagte Pierce, seinem Herrn entgegenkommend, „Sie befehlen das Diner um acht Uhr. Wollen Sie jetzt noch vorher einen kleinen Zinbiss nehmen?“

„Das that ich schon vor drei Stunden,“ erwiderte Royden leichtthin, indem er seine Briefe vom Kammerdiener nahm und dem Kammerdiener den Rücken zutehrte, der aus seiner sonstigen ruhigen Gelassenheit etwas aufgeschreckt zu sein schien, „ich aß im Schloß Westleigh. Bestellen Sie mir ein Glas Wein, weiter nichts!“

Dem Kellner, welcher bald darauf den Wein und ein Stück Biscuit vor Mr. Keith hinstellte, folgte Mr. Pierce wieder auf dem Fuße.

„Verzeihen Sie, gnädiger Herr,“ begann er, indem er sich mit den Gegenständen auf dem Tische zu thun machte, „befinden sich auch alle in Westleigh wohl?“

„Alle wohl, danke Ihnen, Pierce.“

„Und geht dort alles seinen Gang, wie es gehen soll — so — als ob Sie selbst zugegen wären?“

„Gerade, als wenn wir dort wären,“ sagte Keith, wobei er über die große, wiewohl versteckte Besorgniß des Dieners lächeln mußte.

„Sie scheinen sehr eilig dorthin gerufen zu werden, wie es mir vorkam, gnädiger Herr.“

„Durchaus nicht gerufen,“ sagte Mr. Keith, in dem er sich ein Glas Sherry einschenkte.

„Doch keine Krankheit der Lady?“

„Nein.“

Royden stellte sein leeres Glas nieder und nahm einen andern Brief; der Diener blieb noch zögernd stehen; der feierlich Ausdrück seines Gesichts und Benehmens ließ auf ein wirkliches und ernsthaftes Interesse schließen, welches ihm die kurzen Antworten seines Herrn einflößten.

„Lassen Sie die andern liegen,“ bemerkte Royden, von dem Briefe in seiner Hand aufsehend, „ich gehe in einigen Minuten wieder fort.“

„Doch nicht wieder zu Pferde, gnädiger Herr?“

„Ja, wieder zu Pferde,“ antwortete sein Herr lächelnd, „aber nur nach dem Abbotsmoorer Park; ich werde zum Diner

zurück sein. Die arme Prinzess ist sehr ermüdet, doch wird Rob frisch und flott sein.“

„Die Hunde scheinen mir auch sehr ermüdet,“ äußerte Pierce, indem er an den langen Weg dachte, den sie in Begleitung ihres Herrn gemacht hatten.

„Dann brauchen sie nicht mit, sie sollen wenigstens die Wahl haben. Nein,“ murmelte Royden, den Brief in seiner Hand zerreisend, „ich will nur Lachne mitnehmen.“

Pierce sah sich vergeblich nach seiner sichtbaren Veranlassung dieses plötzlichen Wechsels seiner Absicht um; „um mir Mühe zu ersparen, vermuthlich,“ dachte er.

Es war nämlich stets keine kleine Aufgabe für ihn, wenn er verjuchte, das Windspiel zu Hause zu halten.

So verließ Royden Keith etwa zehn Minuten später wieder Kimbourn.

Mrs. Payte stand noch eine Zeit lang mit den beiden jungen Mädchen an ihrer Garteneinfahrt und sah Royden Keith im Begreiten nach.

„Gefällt er Ihnen, Phoebe?“ fragte sie plötzlich.

„O ja, er ist sehr hübsch,“ erkannte diese in einem so warmen Tone des Lobes an, wie sie ihn selten an jemand anders als an ihren Vormund verschwendete.

„Jedenfalls ist er nicht der Mann, der nur unthätig mit untergeschlagenen Armen durchs Leben geht,“ bemerkte die alte Dame. „Honor, warum sehen Sie so starr die Chaussee entlang? Sie werden ihn natürlich nicht für schön erklären, das weiß ich — Sie nicht. Wenn ein Herr nicht schmachtende und verliebte Blicke Ihnen zuwirft und in näselnder Stimme spricht, wie Rittmeister Trent, so sind Sie nicht von ihm eingenommen. Ah, jetzt sehe ich, warum Sie so unverwandt dorthin blicken! Da kommen sie! Bläst die Trompeten, rührt die Trommeln! Welch eine köstliche Zusammenstellung! Dies erinnert mich an jene beiden Männer, die täglich im Park zusammen die Runden zu machen pflegten, der eine um stark zu werden, der andere um mager zu bleiben.“

Honor's Augenkehrten jetzt aus der Ferne zurück, und sie wandte sich dann mit einem Lächeln an Phoebe.

„Ich muß gestehen,“ fuhr die kleine alte Dame fort, „daß ich nicht wußte, daß Lawrence Haughton und Hervey Trent solch intime Freunde seien. Was kann denn die wohl zusammengeführt haben?“

Hervey muß sich unterwegs Lawrence zugesellt haben,“ mutmaßte Phoebe; „denn davon bin ich jetzt überzeugt, daß Lawrence es nicht aus eigenem Antriebe gethan hätte.“

„Aber ich bitte Sie, warum denn nicht?“ warf Mrs. Payte scharf ein; „sollte Mr. Haughton nicht jedes Mittel gern ergreifen, sich einem jungen Mann, dessen Geist für gute Einflüsse so besonders empfänglich ist, zu nähern?“

Phoebe sah der alten Dame erstaunt in das Gesicht; doch waren es immer nur Augenblicke, daß sie sich über die Stimmungen anderer Personen Aufklärung zu verschaffen suchte.

Die Herren waren jetzt dicht an der Porte und blieben mit einem freudigen und erstaunten Blicke stehen; trotzdem konnte Honor sofort bemerken, daß ihr Vormund sich in einer seiner schlechten Stimmungen befand.

„Sind Sie auf dem Heimwege, meine Herren?“ fragte Mrs. Payte, „dann bitte ich Sie, bei mir vorzusprechen. Betrachten Sie das „weiße Haus“ als eine Zwischenstation, wo der Wanderer ausruhen kann. Und wenn Sie später weiter gehen, will ich Ihnen auch erlauben, Ihre Mündel mitzunehmen, Mr. Haughton. Nun, Honor, laufen Sie hinein und bestellen Sie, daß der Thee hier draußen servirt wird.“

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Mein Schmerzenskind.

Von Pietro Mascagni.

Ich mochte etwa ein Jahr das Mailänder Konservatorium besucht haben, als mir ein Luch in die Hände kam. Zufällig. Ich schlug es auf und mein Blick fiel auf den Titel: „Guglielmo Rataliff“ di Arrigo Heine.

Nun hatte Heine von jeher einen eigenthümlichen Reiz auf mich ausgeübt und manch eines seiner Lieder hatte ich bereits in Musik gesetzt. Das Büchlein interessirte mich also doppelt, und ich steckte es zu mir.

Abends, als ich im Bett lag, nahm ich es vor und begann zu lesen. Von den ersten Zeilen an fesselte es mich, dann begeisterte es mich und riß mich förmlich hin. Wie im Fieber

las ich und las diese Verse, die mir so wunderbar erschienen, so wohlklingend, als seien sie selber schon Musik. Mein Kopf glühte, meine Pulse pochten, und es war mir, als läge ein Alp auf meiner Brust und als ich mit dem Lesen zu Ende war und das Buch meinen Händen entfiel, da stützte ich meinen Kopf auf in den Kissen und träumte.

Ich träumte; von ihm, von William; von ihr, von Marie, und in meine Ohren gellte die Stimme der tollen Margareth: „Dein Schwert, was ist's von Blut so roth?“

„Eduard, Eduard“, —
und ein Schauer überflog meine Glieder.

Ich sprang auf, und wie ich da war, im Gemde lief ich in meinem Zimmer auf und ab, wie ein Verrückter, und hinter mir drein schierte, gellte, bröhrnte das schreckliche schaurige „Eduard, Eduard!“ des tollen Weibes.

Plötzlich blieb ich stehen, wie von einem Gedanken erfasst. Ich bückte mich und hob das Buch vom Boden, auf den es gefallen war und überflog es wieder.

Und mit einem Male stand es fest vor meiner Seele: „Wilhelm Ratcliff“ sollte das Werk heißen, in dem ich mein bestes, mein eigen Herzblut bieten wollte. — — —

Von jenem Tag an war ich wie umgewandelt. Ich dachte an nichts als an Ratcliff. Ich deklamirte die Verse des Nachts, während ich in meinem Zimmer auf und ab ging, und begeisterte mich so sehr, ja, verliebte mich so regelrecht in sie, daß ich stets nur Toms Wirthshaus, Wilhelms phantastische Leidenschaft, Marias melancholische Erscheinung und Margareths schreckliche Gestalt vor Augen hatte.

Wenn ich schlief, vernahm ich deutlich die Melodie und die Worte des Liebesduetts Wilhelm und Marie und fand nicht eher Ruhe, als bis ich einen Theil jener Oper geschrieben hatte, die meine erste hätte sein sollen und meine vierte geworden ist.

Freilich hatte ich im Konservatorium nicht viel Zeit, meinem Werke nachzuhängen, zumal meine Zimmernachbarn sich beschwerten, daß sie absolut nicht schlafen könnten, wenn ich die ganze Nacht über klimperte und gröhlte; und da ich nicht eine Note componiren kann, ohne mitzufingen, mußte ich mich begnügen, nur die einzelnen Motive kurz zu fixiren und zu notiren.

In den Sommerferien des Jahres 1882 aber, die ich in meiner Vaterstadt Livorno verbrachte, schrieb ich den größten Theil der Duette und andere Melodien nieder, die mich im Wachen und Träumen verfolgten und vollendete sie dann im Jahre darauf in Mailand.

Hier fühlte ich mich nun plötzlich beengt, gedrückt, gehemmt. Der Freiheits- und Unabhängigkeitsdrang regte sich mächtig in mir, und eines Tages war ich — ich wußte selbst nicht wie — aus dem Konservatorium verschwunden und als Kapellmeister einer wandernden Operettengesellschaft engagirt.

Ich habe dies rastlose, aufreibende und doch so reizvoll anregende Leben oft genug geschildert. Ich habe die Noth und das Elend geschildert, in die ich gerathen; und hier ist nicht der Platz, das oft schon Gesagte, fast schon Vergessene zu wiederholen.

Die Ideale der Freiheit stürzten haltlos in sich zusammen und das Gespenst der Sorge und des Elends traten an ihre Stelle. Alles was ich hatte, wurde verkauft, verschleudert, um das nackte Leben zu fristen, — nur Eins blieb mir — mein Schatz, mein Ratcliff! Und er sollte mich retten. — — —

In Ascoli Piceno wars. Die Gesellschaft, der ich angehörte, hatte sich aufgelöst, der Direktor war auf und davon gegangen, und ich stand da in der fremden Stadt und hatte keinen Heller im Vermögen.

Damals schloß ich mit ein paar braven, ehrlichen Leuten Freundschaft. Sie kamen mir so lebenswürdig, so freundlich und hilfreich entgegen, daß ich es ihnen wahrhaftig mein Leben lang nicht vergessen werde. Und dabei lag in ihrer Hilfe nichts Demüthigendes, in ihrem Mitleid nichts Verlegendes. Ich war ihr Freund, und als solchen behandelten sie mich.

Eines Tages spielte ich im dortigen Kasino einige Stücke, darunter eigene Kompositionen und zum Schluß etwas aus meinem Ratcliff. Damals erlebte ich meinen ersten, wahren Triumph. Ich wurde mit Beifall überschüttet, mußte zugeben und immer zugeben, und einer meiner Zuhörer war von dem Gehörten derart begeistert, daß er mir mit den Worten: „Voi sarete una gloria della patria!“^(*) seine Unterstützung im weitesten Maße anbot, vorausgesetzt, daß ich meinen Ratcliff vollende.

^{*} „Sie werden noch ein Stolz unsers Vaterlandes werden!“

Mit Feuereifer ging ich an diese Arbeit und schrieb in einem Zuge das Intermezzo und den ganzen vierten Akt, den ich in wenigen Tagen auch vollständig instrumentirte.

Da ich nun aber denn doch die Güte meines Mécens nicht mißbrauchen wollte, auch nicht die Absicht hatte, in Ascoli zu verlauern, sondern mich nach einer Thätigkeit sehnte, schrieb ich Brief auf Brief darauf um ein neues Engagement, und da ich auch nicht zu jeder Mäßigkeit zu meinem Freunde laufen konnte, hungerte ich indessen, und suchte das Knurren meines Magens dadurch zu bannen, daß ich mich ganz und gar in mein Werk vertiefte. Satt wurde ich freilich nicht davon.

Endlich eines Tages erhielt ich die Einladung, nach Neapel zu kommen. Dort sei eine Kapellmeisterstelle für mich offen. Schnell war mein „Ratcliff“ zusammengepackt und mein Felleisen unter dem Arme, zog ich wenige Stunden später in Neapel ein.

Einen Monat später konnte ich auch da spaziren gehen, und während ich immer dünner und dünner wurde, und den Riemen immer fester zusammensziehen mußte, wurde mein Ratcliff immer stärker und stärker und wuchs allmählich zu einem hohen Stoß Noten an, und wenn ich die Blätter anfaß, dann war Hunger und Elend vergessen, und ich träumte von Glück und Ruhm und Reichthum.

Selbstverständlich wurde ich und das Felleisen, von dem ich mich seines treuen Inhalts wegen Tag und Nacht nicht trennen konnte — zur Zielscheibe des Wipes aller meiner Kameraden, und mehr als einmal gerieth ich vor Wuth außer mir, wenn sich Jemand ein abprechendes höhnisches Wort über den „Ratcliff“ erlaubte.

„Ueber mich alles, über mein Werk kein Wort schrie ich ich den an, der mir mein Heiligthum antasten wollte.“

Später hatte ich freilich ein andres Mittel die Spötter zum Verstummen zu bringen: „Ihr spottet?“ sagte ich. „Nun denn, dieser Oper, die ihr jetzt auslacht, verdanke ich mein Glück.“

„Dein Glück?“ fragte dann wohl einer oder der andere. — „Zunächst mein Glück: — hier mein Weib!“ Und dabei drückte ich meinem Weibe die Hand; meinem Weibe, das nie das meine geworden wäre, wenn nicht mein „Ratcliff“ auch ihr die Hoffnung und die Zuversicht auf die Zukunft, wenn mein Ratcliff ihr nicht den Glauben an mich gegeben hätte. . . .

Zu jener Zeit war ich bei Mareska engagirt. Das Zigeunerleben aber behagte mir nicht mehr. Ich hatte ein Weib, ich wollte auch ein Heim haben und in Cerignola, wo man uns mit besonderer Freundlichkeit entgegenkam, reiste in mir der Entschluß, das Wanderleben aufzugeben und das Theater zu verlassen.

Ein Streit mit meinem Direktor — oder vielmehr ein Faustkampf, wie er auf unsern italienischen Bühnen leider nicht selten ist — gab mir den Anlaß meinen Vertrag zu brechen. Ich entwich mit meiner Frau und hielt mich versteckt. Mareska schäumte vor Wuth.

„Wenn ich ihn finde!“ schrie er, „wenn ich ihn finde!“

Alein er fand mich nicht, denn ich war wohl geborgen.

Da fiel dem Direktor plötzlich mein Ratcliff ein.

„Das Felleisen!“ schrie er, „das Felleisen will ich haben.“

„Nur nur Bürschchen, das will ich Dir heimgahlen.“ Damit stürmte er in meine Wohnung hinauf. Hier stellte sich ihm meine Hauswirthin entgegen und wollte ihm den Zugang wehren, er aber schrie wie ein Beseffener und erzwang sich den Eintritt. Er suchte überall, er warf alles durcheinander, er fand nichts. Natürlich! Mein Schatz, mein Ratcliff war ja bei mir, und Mareska, — schnappte vor Wuth fast zusammen.

„Me l'ha fatto“, stammelte er dann und setzte sich hin, um Athem zu schöpfen, „ma me la paghera!“

Dann ging er. Aber nicht nach Hause. Gott bewahre. Die ganze Nacht patrouillirte er vor meiner Wohnung auf und ab. Tags darauf reiste die Gesellschaft an ihren neuen Bestimmungsort. Er jedoch blieb. Er wartete den ganzen Tag und die ganze Nacht, um mich abzufassen, umsonst — und wuthschäumte er endlich seiner Truppe nach. Ich aber lehrte nach Cerignola zurück. Hier fand ich Ruhe und Frieden. Hier gedieh mein Ratcliff fast bis zu Ende, — da kam die Episode mit der „Cavalleria rusticana“, die mit einem Schlage meinem Leben, meinem Sicksal eine andere Wendung geben sollte. Mein „Ratcliff“ depossedirt. Nicht er sollte mir Ruhm, Glück und Reichthum bringen, sondern jenes andere, kleine, unscheinbare Werk, er aber — der mein Tröster in so macher herben Stunde gewesen, war nun schüde von mir vergessen. Und als der erste Rauch des Ruhmes verfliegen war und ich mich fragte: was nun? — da holte meine Frau das Felleisen herbei, in dem mein Schatz von eimt, mein Ratcliff steckte.

Seitdem ist er längst beendet und hat auch die Bühnentaufe schon empfangen. Aber mein Schmerzenskind ist er geblieben und damit das Werk, das von allen meinem Herzen am nächsten steht. —

Allerlei.

Mit Hinterlassung von 30 000 Mark starb kürzlich in Berlin der Hauptmann a. D. Hans Friedrich August Freiherr v. M. Er starb einsam und halb vergessen, drei Kindern seiner Nichte des Hauptmanns fällt das Vermögen zu. Wie der Hauptmann, der arm wie Job war, zu diesem Vermögen gekommen, erzählt ein früherer Kamerad von ihm folgendermaßen: Es war im Jahre 1867, als die Wogen wegen der Luxemburger Angelegenheit ziemlich hoch gingen; da trat Freiherr Hans eines Mittags mit einem fremden patenten Zivilisten in die Weinkneipe von Boland zu Mainz, wo wir wie gewöhnlich unsern Schoppen tranken. Der fremde Herr war Oberinspektor einer Lebensversicherungsgesellschaft in Leipzig und erzählte uns in gewandter Weise, daß seine Gesellschaft ganz neuerdings, als erste in der Welt, Versicherungen abschließe, die auch für den Kriegsfalle ihre Gültigkeit behielten; vom Tage der Mobilmachung an müsse nur für deren Dauer der dreifache Betrag der Jahresprämie gezahlt werden. Selbstverständlich wurde der Antrag uns zu versichern, da sauer bekanntlich Lustig macht und wir tranken ja 'Surtus', mit ungeheurer Begeisterung aufgenommen und die Versicherungen von je 3000 Mark derartig abgeschlossen, daß nach dem bevorstehenden oder dem nächsten Kriege überhaupt die Ueberlebenden das Kapital erheben sollten, „um damit ihre Schulden zu bezahlen;“ so lautete unsere, damals mit Wort und Handschlag getroffene und schließlich mit der Gesellschaft fest abgeschlossene Abmachung. Die Policen wurden bei einem Notar in Mainz niedergelegt und die Prämienzahlung „auf die Kleiderkassette“ sicher gestellt. Es war ein eigenthümliches Verhängniß, das über jener Stunde ruhte. Aus der „Luxemburger Affaire“ wurde bekanntlich nichts und aus dem französischen Kriege kamen von den elf damals die Versicherung beantragenden jungen Offizieren nur zwei lebendig wieder: ich, der Schreiber dieser Zeilen, mit welchem vermuthlich weil ich über dem großen Wasser kurz vorher das gelbe Fieber gehabt, von der Gesellschaft die Versicherung abgelehnt wurde und der Freiherr Hans der Einzige von uns allen, der überhaupt keine Schulden hatte und auch niemals einen Pfennig Schulden gemacht hat! Freiherr Hans hob damals nach dem Feldzuge die nicht unbedeutende Summe ab, legte sie sicher an, und zahlte allmählich von den Zinsen die hinterlassenen Ankernten (s. h. die Schulden) der gefallenen braven Kameraden ab. Er selbst war krumm geschossen und lebte einfach, aber anständig von seiner Pension, die unter Zuschlag der sogenannten Verfallungszulage — er hatte einen steifen Arm und steifes Bein — etwas mehr als 3000 Mk. betrug.

Unter der Ueberschrift: Humor auf Kassenscheinen theilt die „Fr. Sta.“ folgendes finanzgeschichtliches Curiosum mit: Die Kasse der Niedersächsischen Bank in Bückeburg gab im Jahre 1856 Banknoten im Betrage von zehn Thalern aus, welche eine Merkwürdigkeit zeigten. Einer der Bankbegründer, manche sagten der theilhaftige Prinz von Coblenze, hatte den Einfall gehabt, die einzelnen Kassenscheine so zu zieren und zur Controle bezeichnen zu lassen, daß darauf Verse aus Volksliedern, bekannten Gedichten und Deutschen Sprüchwörtern Wort für Wort niedergeschrieben standen. Eine gewisse Serie bildete den ganzen Satz. So war die Reihe 323 300 bis 323 307 folgendermaßen gezeichnet: Auf dem ersten Schein trug der Revers in dem flatternden Band unterhalb des Wappens links die Nummer 323 300, rechts das Wörtchen „Ich.“ Die folgende Nummer trug: 323 301 = hab', ferner 323 302 = mein', 323 303 = Sach' 323 304 = auf, 323 305 = Nichts, 323 306 = gestellt, 323 307 = Suche! Da alle Noten der Niedersächsischen Bank in gleich origineller Weise gezeichnet waren, so bildete ihre Gesamtheit jedenfalls das originellste und kostspieligste Liederbuch der Welt. Man fand da: „Wer niemals einen Rauch gehabt, der ist kein braver Mann.“ Oder: „Wer nicht liebt We n, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang!“ Oder: „Willst Du immer weiter schweifen? Sieh das Gute liegt so nah. Lerne nur das Glück ergreifen, denn das Glück ist immer da!“

Gräßliche Zauberkunststücke werden durch ganz glaubwürdige Meldungen von den indischen Fakirs erzählt. Ein solcher Fakir steht auf einem Teppich, dicht umringt von einer Menge Menschen. Er wirft ein Seil in die Höhe und — das Seil bleibt in der freien Luft hängen. Ein Knabe klettert daran in die Höhe und verschwindet in der Luft; der Fakir klettert, ein großes Messer zwischen den Zähnen, ihm nach

und verschwindet ebenfalls. Plötzlich fallen einzelne bluttriefende Gliedmaßen, der Körper und endlich der Kopf des Knaben dicht neben dem Seile herab. Ihnen folgt der Fakir, langsam an dem Seile herabgleitend. Unten angelangt, bringt er die einzelnen Glieder in die richtige Lage, murmelt Beschwörungen und deckt Alles mit dem Teppiche zu. In diesem Augenblicke erscheint der Knabe frisch und gesund, indem er sich von draußen durch die Menge drängt. — Unsere größten Tischenspieler dürften es unmöglich finden, dieses Stück nachzumachen, und doch geht diese „Zauberei“ ganz mit rechten Dingen zu. Ebenso ist es mit einem beliebigen Kunststück der burattischen Schamanen. Diese springen vor den Augen der Zuschauer ins Feuer und ziehen glühendes Eisen über die Zunge; man nimmt den Geruch des verbrannten Fleisches wahr, und doch erscheint der Thäter selbst nachher nicht beschädigt.

Von der Sinneschärfe der Indianer, die sie noch immer als Erbtheil der Väter aus der Lederstrumpfszeit bewahren, erzählt der gegenwärtig in der „Reservation der Ute-Indianer“ weilende Redakteur des „Texas-Vorwärts“ folgendes: „Der Häuptling Ignacio, der mit seinem ganzen Stamme vom Westen der Reservation hier ankam, um das jährliche Mündelgeld, 13 Dollars auf den Kopf, zu holen, hatte einen Brief von einem Kaufmann mitgebracht, um ihn hier abzuliefern, und hatte ihn im Lager in seinem Zelt gelassen. Er trat zur Thür meines Hauses heraus und sprach nach seinem Zelt in gewöhnlicher Stimme hinüber, nur ein wenig lauter, wie ein Weißer ungefähr sprechen würde, wenn er über eine 60 Fuß breite Straße Jemanden anreden wollte. Ich glaubte in meinem Zimmer, daß er in der Ute-Sprache Jemanden anredete, der ganz in der Nähe des Hauses war, bis ich hinaustrat und sah, daß er nach dem Zelt hinüber sprach und seine Leute dort aufpassen, was er sagte. Er trat dann wieder in das Haus herein und nach zehn Minuten brachte eine Squaw den gewünschten Brief. Die Entfernung war so erlaunlich, daß ich sie nachher eigens abgeschrieben habe, um sicher zu sein, und es waren genau 426 gute Schritte. Was müssen diese Indianer für ein Gehör haben! Ich hätte auf 50 Schritte kein Wort verstehen können.“ Auch von der Abhärtung der Rothhäute erzählt der Redakteur einen merkwürdigen Fall: „Ignacio theilte mir mit, daß der Stamm eine Squaw gestern habe allein zurücklassen müssen, da sie im Begriffe war, einem Kinde das Leben zu schenken; sie werde aber wohl noch heute vor Abend ebenfalls eintreffen. Und richtig traf die junge Mutter vor Abend ganz allein zu Pferde im Lager ein, mit dem jüngsten Zuwachs des Stammes, einem Mädchen, im Arme.“

In England werden jährlich 36 Millionen Handschuhe verbraucht; drei Viertel davon, so erzählt „Woman's Life“ seinen schönen Leserinnen geben in den Besitz der Damen über. Von der Ausdehnung der Handschuhfabrikation machen sich wenige Leute einen rechten Begriff; eine englische Firma beschäftigt direkt oder indirekt 50 000 Personen und in Worcester allein bedecken Handschuhfabriken eine Strecke von 8 Km. Manche Engländerinnen sind sehr verschwenderisch mit ihren Handschuhen; 600 Mk. für Handschuhe gilt als eine bescheidene Summe. Einige Ladies bringen es fertig, jährlich 2000 Mk. in Handschuhen aufzugeben zu lassen. Es ist kein so großes Kunststück, wenn man bedenkt, daß das Paar feinsten Qualität über 40 Mk. kostet. Eine große Dame muß natürlich unter ihrer Toilette gleich einen ganzen Laden voll Handschuhe haben; bei der Auktion der Ausrüstung der Herzogin von Somerset wurden über 2000 Stück versteigert. Man hat herausgebracht, daß sich die jährliche Handschuh-Rechnung aller Englischen Damen zusammen auf die gewaltige Summe von dreißig Millionen Mark beläuft! — Wie wär's mit einer Handschuhsteuer?

Die Blutstropfen auf dem Tischstuch. Eine gräßliche Ueber raschung hatte neulich in Paris ein Ehepaar in der Rue de Laffit, als es sich um 7 Uhr Abends friedlich zu seinem Abendessen niedersetzte. Die Frau bemerkte nämlich mehrere rothe Flecken auf dem Tischstuch die Familie richtete nun ihre Aufmerksamkeit auf diese und man stellte bald fest, daß fortwährend rothe Tropfen von der Decke herabfielen. An der Decke selbst war ein ungeheurer rother Fleck bemerklich. Im höchsten Grade beunruhigt, benachrichtigte der Mann den Portier von dieser Erscheinung. Dieser stieg sofort zu dem über den Eheleuten wohnenden Miether, einem 55jährigen Herrn Aubry empor, um nachzusehen, erhielt aber keinen Einlass in die Wohnung. Der Polizeikommissar wurde benachrichtigt und die Wohnung durch einen Schloffer geöffnet. Man fand Aubry auf einem Stuhle sitzend, das Haupt durch einen Schnitt mit dem Rasirmesser fast vom Kumpfe getrennt. Der erste Blick genügte, um zu erkennen, daß es sich um einen Selbstmord handelte. Es war das Blut dieses Unglücklichen, das durch die Decke gesickert und auf die Tischdecke der unten Wohnenden getropft war.

Zähmung von Zebras. Dem Häuptling Mitingia von Usongo ist es gelungen, ein junges Zebra zu zähmen. Es geht mit den Eseln auf die Weide und ist so zahm, daß man es anspannen, streicheln und sich hinaufsetzen kann. Um geritten zu werden, ist es noch zu jung. Das Thier ist in der Steppe bei Usongo gefangen worden. Daß das Zebra durchaus zähmungsfähig und im Dienste von Menschen verwendbar ist, beweisen die damit von Lord Northshield in England gemachten Erfahrungen. Es werden bei ihm vier gezähmte Zebras um Ziehen von Wagen verwendet.